

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Freitag, 3. März

1933.

## Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

21. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Reinhardt war über das Äußere des jungen Don Balthasar im ersten Moment förmlich entsetzt zurückgeprallt. Zum Glück merkten weder Vater noch Sohn sein Bestreben.

Während Don Primus seinen Sohn dann über Einzelheiten des kleinen Unfalles ausfragte, den Balthasar sich draußen auf den Stierweiden beim Reiten geholt haben wollte, blieb dem Arzt Ruhe, den jungen Herzogssohn genauer zu mustern.

Wie war es möglich, daß der Sohn des Herzogs von Altamira und Dona Rufina, zwei Sprossen des altkastilianischen Adels, einen solch' ausgeprochenen Mestizentypus besaß?

Nur zu genau erinnerte sich Reinhardt von den Phlippinen her all dieser Kennzeichen und äußeren Merkmale der Mestizen, der Mischlinge.

Hatte er nicht vor wenigen Wochen in Paris bei Trinidad, der Gattin des Don Tobias, einen reinen Mestizentypus gesehen?

Wirklich — man hätte fast denken können, daß dieser junge Herzogssohn jener Mestizin etwas ähnelte —!

Das Äußere von Balthasar überraschte Reinhardt noch so vollkommen, als alle dann die Treppe herabstiegen, um die unten wartenden Equipagen zu besteigen, daß er schweigend über die Ursache dieser eigenartigen Tatsache nachsann. Blißschnell tauchte die Erinnerung an jene Vorgänge im Landhause der Dona Rafaela in ihm auf. — Seiner zornigen Empörung entsann er sich jetzt wieder, daß Dona Rafaela ihn damals so verspätet hatte rufen und benachrichtigen lassen. War er nicht erst im Landhause draußen eingetroffen, als alles vorbei war und der neue Erdenbürger bereits gebadet, angekleidet in dem Bette hinter dem Moskitoschleier seinen ersten Erdeneschlaf machte?

Diese Dona Rafaela war ihm ja von jeher als eine absonderliche, zu Hysterie neigende Frau mit einer ganz gefährlichen Leidenschaft erschienen.

Plötzlich wandte er sich zu Veronika zurück, die einige Stufen hinter ihm folgte. Das Herzogspaar ging bereits vor ihnen, um dem Diener Befehle zur Herbeischaffung der Reitkleider zu geben.

„Hieß es nicht damals, Dona Rafaela, in deren Landhaus der Sohn des Don Primus zur Welt kam, — lehrte in die Heimat zurück, die auch in Sevilla läge?“

Veronika sann. „Ich glaube es gehört zu haben.“

„Stehen Sie gar nicht mehr mit ihr in Verbindung? Auch Don Primus nicht?“

„Nein. Bestimmt nicht. Ich hätte sonst einmal ihren Namen bei meinen Verwandten hören müssen. Dona Rafaela ist uns auch nie begegnet, hat nie unsere Wege gekreuzt. Sie war wie vom Erdboden seither verschwunden. Vielleicht ist sie gar nicht mehr am Leben.“

Dr. Reinhardt aber beschloß, bei Gelegenheit Nach-

forschungen nach ihr zu unternehmen. Bei seinen Beobachtungen damals auf dem Empfangsabend des Gouverneurs in Manila hatte er in den unbewachten Blicken von Dona Rafaela nur zu deutlich ihre heimliche Liebe zu Don Primus, ihr Unglück über ihre unerwiderte Zuneigung zum schönen Gouverneurs-Adjutanten, gelesen.

Warum hatte Dona Rafaela, die sich in Manila so freundschaftlich zu Altamiras gestellt, hier in all den Jahren in Sevilla nie gesucht, die Verbindungen mit Altamiras — den nun so Hochangesehenen — aufrecht zu erhalten? —

\*

Draußen vor der Stadt zog schon der Frühsummer heiß herein. Im herrlichen Stadtpark Maria-Luisa stand der andalusische Frühling noch im Berlöschen seines aufbrausenden Jubels: die Mimosenbäume entfalteteten die letzten winzigen Bällchen im Samthauche, und die Pfauen schwebten im Schmucke ihrer langen, schillernden Schweife in die von zartlila Glycinien überspannenen mächtigen Eukalyptusbäume. Draußen aber schwoilen schon Melonen und Kürbisse an den Laubengängen der ländlichen Wirtshäuser. Nur an den Wiesenquellen des Guadalquivirs leuchtete der dicke Blumentepich im tief liegenden Gelände und bot den hunderten, tausenden lebensfroher, junger Kampfstiere einen herrlichen Tummelplatz.

Don Miguel hielt vom platten Dach des kleinen Landhauses auf den herzoglichen Züchtereien aus Umschau. Unverwandt starrte er auf den hell sich abzeichnenden Weg, der von Sevilla aus nordwärts führte. —

Denn dort erwartete er Milagro, seine Angebetete. Er trug bereits die andalusische Reiterkleidung, die ihn schmuder denn je erscheinen ließ. Gerade wo Balthasar durch seinen Unfall heute verhindert war, mitzukommen, hatte Don Primus den jungen Miguel gebeten, beim erwarteten Besuch des Infanten in seiner eleganten Art die Stiere vorzubringen, zu pikieren und zu jagen.

Mehr als gern willfahrte Miguel diesem Wunsche, wußte er doch, daß auch Milagro dann kam. Auch ihr Vater, der Marquis, war in den letzten Maientagen hier wiederholt auf den Stierweiden zu Gast, ehe die Sommerglut heraufstieg.

Hier draußen war es für Milagro und Miguel eher möglich, unter vier Augen schnell ein paar liebe Worte zu tauschen. — Aus Kinderfreundschaft war junge Liebe geworden, die Liebe aus der Kinderfreundschaft als etwas Selbstverständliches herausgewachsen. Ja, als etwas ganz Selbstverständliches, von Gott Gewolltes hatte Milagro eines Tages ihren blonden Kopf an die Schulter von Miguel gelehnt, und der schöne, feurige Jüngling hat das schöne, junge Mädchen auf die Lippen geküßt!

Sie war sein Schicksal geworden, seit sie damals am Dreikönigstage gleich einem losgelösten Flockchen ver-

Heißungsvollen Morgenrotes zu ihm ins Krankenzimmer des Findelhauses flatterte. —

Da rollten mehrere Wagen heran. Kein Zweifel — sie kamen! Er begab sich hinunter. Die Begrüßung spielte sich so ab, wie sonst auch. Und nach der Ankunft begab man sich gleich ins Haus in die verschiedenen Ankleidezimmer, um erst hier draußen die andalusischen Reiterkostüme anzulegen.

Milagro vollführte dann jedesmal eine List. Wenn die anderen sich bereits an der Rückseite des Hauses versammelten, um noch Wünsche über Wahl der Reitpferde zu äußern, oder sich bereits von den Stallknechten die Reitpferde vorführen zu lassen, stieg sie als allerletzte aus den Ankleideräumen von oben herab. Dann huschte sie geschwind aus dem Innenhof ins Gartenhäuschen an der Vorderseite des Hauses, wo dichtes Gerank von Wein und Kürbis sie vor den Unbefugten schützte.

Hier erwartete sie jedesmal bereits Miguel, der sich ebenfalls fortgestohlen, um schnell von den verbotenen, roten Kirichen ihres süßen Mundes zu naschen. — Denn ach, wenn jemand bei dem sittenstrengen, überlebten, der Natur widersprechenden Kodex andalusischer Gepflogenheiten solches Rendezvous ahnte! Und besonders hier — denn, war doch Miguel vorläufig nichts als ein Findelknabe!

„Cuna?“

Ein Findelknabe, der sich seinen Aufstieg stufenweise erkämpfen mußte, und der jetzt erst etnige Semester auf der Sevillaner Universität hinter sich hatte. Durfte er seine Augen zu Milagro, der einzigen Tochter des Marquis de Romilla, erheben?

Aber ihre Liebe war dennoch groß und stark und glühend. Das fühlten sie beide jedesmal bei ihren so seltenen und kurzen Begegnungen ohne Zeugen!

Er vermochte auch jetzt im Moment der ersten Begrüßung kaum mehr, als ihren Namen zu sagen. Aber dann zog er ihre Hand an seine Lippen, um sie mit einer Inbrunst zu küssen, wie ein Caballero sonst nicht zu küssen pflegte.

Sie sahen sich sekundenlang stumm vor Glüd in die Augen. „Wie ist es dir inzwischen ergangen, mein Lieber?“

„Ich habe stündlich an dich gedacht, Milagro. Immer zehrte ich an der Erinnerung unseres letzten Wiedersehens. — und malte mir unsere neue Begegnung als schönste Hoffnung aus. Ich denke nachts beim Sternenglanz am Firmament an deine leuchtenden Augen, Milagro. Und wenn ich im Park die rotblühenden Nelken sehe, denke ich an deine Lippen —“

„Wir brauchen heute nicht so sehr auf unserer Hut zu sein, wie sonst, denn Balthasar ist am Kommen verhindert. Er darf noch nicht ahnen, daß wir uns lieben —“

„Aber vielleicht darf er es bald erfahren, — ohne daß uns jemand noch den Weg kreuzen dürfte. Denke dir, Geliebte, der Infant, der Verwandte des Königs, macht mir die größten Lebensausichten!“

„Der Infant Don Jaime, der seit den Ferias hier geblieben, der heute ebenfalls hergekommen ist?“

„Ja, er. Als passionierter Reiter hat er wiederholt mit dem Herzog hier draußen auf den Weiden die Stiere gejagt. Da sah er mir beim Pflücken der jungen Stiere zu, die jetzt für die Kämpfe in den Arenen ausgesucht und durch ganz Spanien in die verschiedensten Städten verschickt werden sollen. Dabei habe ich ihm meine Ritte mit der langen Lanze vorgeführt, und auch sonst allerlei Reitkünste —“

Er brach ab und horchte zur Seite. Schritte waren eben über den Innenhof drinnen geklungen. Dann wurde es wieder still. Niemand kam. Aber die Zeit drängte —

„Kurz und gut, der Infant will mein Protektor werden! In einiger Zeit ist das große Wohltätigkeitsfest in der Arena von Madrid, zum Besten der spanischen Kämpfer in Marokko. Da soll ich in meiner neuen Art, den Stier zu pflücken, öffentlich auftreten. Werde zeigen, wie im Mittelalter die hohen Herren, ja selbst Könige und Bischöfe, gegen den Stier im Sattel saßen

— und wie heruntergekommen im Grunde der jetzt übliche Stierkampf ist —“

Sie ergriff in leidenschaftlicher Freude seine Hand: „Miguel — bei diesem Wohltätigkeitsfest zum Besten der Marokkokämpfer in Madrid ist ja selbstverständlich immer auch der König selbst zugegen —, wenn du seine Aufmerksamkeit gewinnest — wenn —“

Ihre leidenschaftliche Freude wehte zu ihm hinüber: „Das ist ja im Grunde mein Ziel! Der Infant ist der Ansicht, daß mir die königliche Guld den Eintritt ins Offizierskorps mit besonders schnellem Avancement möglich machen kann. Er wird befürworten, mich als Reitlehrer auf die Offizierschule in Valladolid zu berufen —“

Sie warf, vor Freude keines Wortes mächtig, nur unter einem glücklichen Aufseufzen den blonden Kopf in den Nacken.

„Milagro, sieh, dann kommt die Möglichkeit, vor deine Eltern als standesgemäßer Bewerber hinzutreten! Ich habe durch die großzügige Güte deines Vaters, der mir die Erziehungsgelder auswarf, eine vortreffliche Bildung genießen können, habe jetzt das dritte Semester der Sevillaner Universität belegt. Aber letzten Endes würde ich, setzte ich das Studium fort, höchstens irgendwo als Notar oder Advokat mich niederlassen. Das alles aber liegt mir so wenig! Ich fühle mich glücklich als Caballero im Sattel! Wäre ich glücklich, den Offiziersrock des Königs tragen zu dürfen —“

Und wieder Sekunden eines stummen, glückseligen Schweigens vor der aufsteigenden Hoffnung einer aussichtsreichen Morgenröte. —

„Wann wird sich das alles entscheiden, Miguel?“

„Woh! noch heute. Der Infant wird heute noch mit dem Herzog sprechen, weil Stiere aus den Züchtereien des Herzogs zu diesem Arenenfest in Madrid gewählt werden sollen —. Er wünscht, daß ich als Pikador aufzutreten soll —“

„Dann ist jeder Augenblick, den du heute in der Nähe des Infanten verbringen kannst, von großer Wichtigkeit, Miguel! Laß uns gehen —“

Er hob noch einmal temperamentvoll ihre Hand an seine Lippen:

„Du bist mein Lebensziel, Milagro! Ich weiß, ich bin unschuldig an meinem Schicksal, ein „Cunakind“, ein Sohn des Findelhauses zu sein. Aber glaube mir, in jedem Atemzug brennt der Wunsch: mich zu einem Ansehen, zu einer Stellung hochzuringen, die mich dir näher bringt!“

Sekundenlang schwankten sie in dem brennenden Verlangen, einen Kuß zu tauschen. Mit schier unennbarer Kraft zog es sie zueinander hin. Und doch fanden sie gerade in all ihren Zukunftshoffnungen die Kraft, sich im letzten Moment zu bezwingen. Jeden Augenblick konnten sie überrascht werden. Man war hier in Andalusien ja ohnehin nicht nur unsagbar prude in Liebesdingen zwischen jungen Leuten. Bei ihnen standen ihre ganzen künftigen Beziehungen auf dem Spiel und vor der Möglichkeit abgebrochen zu werden, sowie die Eltern von Milagro entdeckten, daß Miguel nicht einzig ihr Jugendfreund, nicht einzig ihr Protégé war, dem sie beim Vater durch ihren kindlichen Einfluß ein Studium, den Aufstieg aus den Niederungen der anderen Findelkinder verschafft, sondern der Bewerber und Liebhaber war!

Nachher, als man nach Herzenslust über den Blumentepich dahinsprengte, der sich trotz des heraufziehenden Frühsummers an den etwas tiefer gelegenen Quellen des Guadaquivirs in herrlicher Elastizität erhalten hatte, gab es immer wieder ein paar Augenblicke, um ein paar Worte ohne Zeugen zu tauschen und einige herzliche Blicke ohne Beobachter.

Unter einem kleinen Olivenhain begegneten sie sich. „Wir können heute ein wenig freier sein, Miguel“, scherzte sie und riß einen kleinen Zweig mit den feinen silberglänzenden Blättern ab, um ihn zwischen den breiten lilaseidenen Gürtel am Bolero zu stecken. — „wenn Balthasar hier draußen mit uns reitet, fühle ich immer seine Blicke mir folgen —“ (Fortf. folgt.)

# Fähndrich Schiller.

Skizze von Walter von Molo.

Über den gefrorenen Spiegel der Eger flog tausend und tuisender der Schneewind. Verschneit, wie eine weiße Haube, lag das Böhmerland. Hinter der langweiligen Pappelzeile, die ihre wenigen dürren Blätter trampfhaft raschelnd festhielt, stieg eine grämlich verwachsene Winter Sonne auf. In der langen Dorfsstraße hingen die glasigen Eiszapfen von den niederen Strohdächern herab. Hier und da klang das Scheuern einer Kette aus dem warmen Kuhstall, der in der harten Kälte dampfte.

„Der Fähndrich kommt!“ schrie der Württemberger Musketier in die offenstehende Tür zurück; er schlug mit den Armen wider die Brust und trat mit den Füßen, um sich warm zu halten. Es kam üble Antwort. „Hat sich was mit dem Respekt, wenn man verreckt wie ein Hund!“ Und die Würfel rollten.

Auf seinen Stod gestützt, mit zugeknöpftem Rod, die Arzneitasche am Bandelster, kam sicher und breit in der Straße eine mittelgroße Gestalt. Die Atemwolke quoll in langen, gleichen Stößen. Der Wind blies die Krempe des Dreispitzes über das halbe Gesicht, das im schneidenden Winde rot brannte. Die Schöße des Uniformrodes flogen mit dem Pops um die Wette. Taktmäßig schritten die stämmigen Gamaschenbeine und hielten an. Bartlos ist das derbe Antlitz mit der gewölbten Stirn und den klugen Augen. „Warum geht kein Musketier auf dem Brett?“ Er weist mit dem Stod nach dem Holzladen, der im Schnee halb versunken neben der Hausfront liegt. „Und warum sind die Flinten nicht zusammengestellt? Daß Euch der Stod den Rücken abtanz! Ist wer trant?“

„Der Eberle liegt auf dem Schragen, und den Korporal haben sie heut früh unter die Erde getan. Wir haben böses Winterquartier, Herr Fähndrich. Gestern waren's zwanzig, die ohne Sarg und Segenspruch reisten, und heut warten schon zehn. Da könnt Ihr wieder die Abfindung schändlicher Lieder halten, Herr Fähndrich, und Pastor spielen.“

„Ihr müßt's tragen, Leute; Gott straft uns hart, daß er uns lauter Vorbilder dessen zeigt, was wir einmal werden — aber Gott verläßt uns nicht!“ Er klopfte dem verhungerten Musketier die Schulter und tritt ein.

Bei dem schwelenden Licht hockten sie um den Tisch herum, mit ungekämmten Haaren, ungewaschen, weiß's nimmer dafürsteht, Toilette zu machen, wenn der da draußen mit der Sense umgeht. „Morgen, Herr Fähndrich! Ist am Ende Marschbefehl da von der großen Maria Theresia? Hat sie noch nicht genug von Leuthen?“ — „Dem König Friedrich soll sie unser Fieber schiden; dann hat sie ihn gleich.“

„Halt Er sein Maul und lämm Er sich die Läuse aus seinem Pops! Ein Schwein hat Gardemontur gegen Ihn. Wenn Er schon kein neues Hemd hat, dann wasch Er sich wenigstens die Arme! Schmutzerle seid Ihr, die man nicht in ernstliche Campagnes mitnehmen soll.“

„So schönen Haarpudder wie der Herr Fähndrich haben wir nicht. Ja, der Herr Fähndrich hat sogar den Medikusrod angezogen, ist ein Avancement vor ihn.“

„Soll ich Euch sterben lassen, weil der Medikus stirbt? Der gemeine Mann hat im Feld keinen Puder zu tragen; das wißt Ihr; aber der Mann darf sich ehender nicht geben, eh' er am Boden ist. Wo die Offiziere tot sind, müßt Ihr selber auf Ordnung halten. Ich mach Euch den Medikus nach Wissen und Gewissen. Hab' ich Euch nicht verordnet, daß Ihr Glühwein trinken solltet gegen den Darmlauf? Und rennen müßt in frischer Luft? Ihr tut es nicht; so müßt Ihr laufen, wie Ihr aus dem Sagshühler Kiefernbusch gelaufen seid, vor den Hetenschen Husaren.“

„Die in der Bataille gefangen worden, Herr Fähndrich, die haben's besser, die haben Lazarett und Brot. Ich hatt' meinen Kuhfuß auf die Erde geschmissen, wenn ich's richtig überdacht hätte.“

„Ich will nicht gehört haben, was Er sagt; Er hat zur Zahne geschworen. — Auf, Musketiers, in Postelberg liegt ein Fäßle Wein, gependet von einem unseres Glaubens; den holt mir ein. Hallotria könnt Ihr treiben; ich geb' Euch Urlaub den Tag. Für die Wache sorg' ich. Und seht hinaus aus diesem stinkigen Loch! Alle! Vorwärts!“ Und der Stod droht. — „Daß Dich's Mäusle beiß! Einen Wein hat er!“ — „Zuchhe!“ Das Trappeln der zerrissenen Schuhe verflingt. Er reißt die kleinen Stubenfenster auf, daß die schwere Kälte einfällt. Weit vorgeneigt, mit einem wägenden, väterlichen Zug, sieht er den abgemagerten armen Teufeln nach, wie sie mit den von Schmutz verfarbten Gamaschen im Schnee davonstetzen. Und er nickt vor sich hin: „Hat niemand gedacht, daß der Friedrich im Winter die Campagne macht, und verhandeln hatt' uns der Herzog nicht sollen an Frankreich und Osterreich. Wie Gott will; es ist

recht getan.“ Er nimmt ein paar schmutzige Spielkarten an sich, die sie in der Eile liegen ließen, „der Zucht wegen“, und seht die Morgensdüste fort.

Fast wirft ihn der Sturm, als er auf die Straße tritt; die Windsbraut heult wie schwer' Geschüh; trachend bricht sie Äste vom Wald auf dem Kalvarienberg und wirbelt den Schnee. Hier und da brennt hinter den verrosteten Fenstern banges Licht. Wo das Hufeisen über der Türe klirrt, tritt er ein. „Maß' Sie mir Plaz!“ weist er die dicke Bäuerin an, die mit gekrempelem Rod die niedere Hausflur wäscht. „Wie geht's dem Leutnant?“

„Schlimm, sehr schlecht; Gott haßt Euch neverici! Soata Maria, er stirbt!“ Sie betruzt sich. Johann Kaspar Schiller knöpft sich den Rod auf und trodnet das schneenasse Gesicht; er will in honetter Kleidung vor seinen Leutnant treten. Dann klinkt er die Türe auf.

In der verräucherten Bauernstube mit den schweren Dachbalken und den winzigen Fenstern sitzt der Tod neben dem jungen Blut, das abgezehrt wie ein Geipenst in den unreinen, rottarierten Polstern liegt.

„Ich meld' mich, Herr Leutnant, vorderjamst in Ansehung der zeitlichen Umstände als Medikus.“

„Daß Er den Schnidschnad und seß' Er sich her zu mir; ich schlag' gerade die himmlische Bataille. Den Kapwein, so er mir verordnet, spei' ich, wenn ich ihn trink'!“ Schnepper und Lanzette klappern. „Daß Er die Cholen; ich hab' kein Blut mehr und wart' auf meine Botation. Sag' Er mir, woher Er seine Ruhe nimmt! Will Er sich distinguieren, daß Er die silbernen Epauletten kriegt und mich duden darf?“

„Die Unzulänglichkeit der Welt, Herr Leutnant, bringt mich nicht vom Glauben ab. Und die Mannschaften müssen wir in Religionsfassung halten. Das geht nur, wenn man selber anfaßt und glaubt, daß Gott hilft.“

Er red't wie ein gelehrter Pastor und war ein Barbiergefell. Er ist ein glücklicher Mensch; Er fragt nicht. Kann er mir repondieren, wenn ich frag, wo sein Gott war, als wir ausmarschierten und die gezwungenen Kerls meuterten und drum wissen wollten, wie teuer der Herzog das Joß Menschen verkaufte? Wo sein Gott war, als wir die sechzehn Blondschädel heraushoben und niederschossen. Das hat sein Gott wohl nicht gehört, weil die Trommeln so laut schlugen? Die Fiebrerröte rann das gelbe Totenantlitz entlang und sank in die glänzenden Augen des jungen Kavaliere.

Herr Leutnant schreiten aus dem ordentlichen Gang einer Sache; auch die Gedankenfreiheit kann gottgläubig sein. Ausbrausendes Jugendfeuer verbunkelt Ihr gutes Herz. Auch mich wandelt die traurige Stunde an, aber ich höre Gottes Ruf aus jedem Baum, wie damals, als ich meinem Meister davonließ, den Husaren nach, und mit einem dörangement ins Leben trat.“ Der schwäbische Bauernsohn im blauen Medikusrod hob mit seltenem Schwung die Rede und wies zum Fenster, vor dem trostlos die Floden strichen. „Herr Leutnant, Herr Leutnant, hören Sie, wie in der gepreßten Luft der Wind rumoret und die Segel der Erde der Sonne zutreibt? Also werden auch wir Menschen der Hoffnung zugegan, denn das Anwehen des Windes wird leis, wenn die Sonne die Ahtsamkeit darauf vertreibt. Herr! Herr! Du allmächtiger Schöpfer der Welten, Du beghnadedst uns, daß auch wir in die Reihe der gewordenen Dinge, in die Kette des Daseins der Welten, eingeleitet sind! — Hat der Herr Leutnant sein Lot Hühnerfleisch verzehrt?“

Unfähig zu sprechen lag der Sterbende, und die abgezehrten Finger knüpften in der Luft. Dann trat Schaum vor seinen Mund. Hier muß ich veratmen, und in Stuttgart sitzt die kleine Marcelle und läßt sich von anderen in Amor dienen. Sie wird sich den Namen nicht merken können, wo ich sterb'. Veneschüh, das spricht sie nicht, nicht einmal den Ort wird sie wissen, wo ich faul'. Und ich trag' doch ihr Strumpfband, und sie küßt so süß! Damals, auf der Solitude. — Was sieht er mich so streng an? Er versteht mich nicht; Er hat ein Eheweib, Er kann fortleben, Er hat ein Kind; mit mir fällt der Name ins Grab. — Hat Er ein Eheweib? Sag' Er, hat Er eins? Ist das besser, als frei zu amourieren? . . .

„Ich hab' ein Weib und ein Mädele. Man weiß nicht, ob man in solcher Zeit Kinder zeugen soll, wenn die Frau hungert und weint. Selbige Kinder werden leicht schwach und unruhigen Geistes. . .“

„Sorg' Er — nur — für Kinder; die tragen — die — Freiheit herein. Der Friedrich zeugt sie — die deutsche Freiheit; sie kömmt, sie kömmt! Wenn Et ein Büble kriegt, nenn Er's: Friedrich, — nach — dem — Großen, — der — uns schlug, der — kennt — seine — Zeit.“

„Mein Büble, Herr Leutnant, müßt' mehr lernen als ich, das müßt' Professor oder Stadtphysikus werden.“

„Ja, ja, Fähndrich, — ein — Büble und — nenn' Er's Friedrich. . .“

Da tut der böhmische Eiswind einen jähen Schrei.

95- 81.90  
83.37 81.88  
77.63 74.88  
16-  
109- 109.37  
108- 108.50  
107- 107.88  
106- 106.50  
105- 105.75  
104- 104.75  
103- 103.4  
102- 102.7  
101- 101.7  
100- 100.7  
99- 99.7  
98- 98.7  
97- 97.7  
96- 96.7  
95- 95.7  
94- 94.7  
93- 93.7  
92- 92.7  
91- 91.7  
90- 90.7  
89- 89.7  
88- 88.7  
87- 87.7  
86- 86.7  
85- 85.7  
84- 84.7  
83- 83.7  
82- 82.7  
81- 81.7  
80- 80.7  
79- 79.7  
78- 78.7  
77- 77.7  
76- 76.7  
75- 75.7  
74- 74.7  
73- 73.7  
72- 72.7  
71- 71.7  
70- 70.7  
69- 69.7  
68- 68.7  
67- 67.7  
66- 66.7  
65- 65.7  
64- 64.7  
63- 63.7  
62- 62.7  
61- 61.7  
60- 60.7  
59- 59.7  
58- 58.7  
57- 57.7  
56- 56.7  
55- 55.7  
54- 54.7  
53- 53.7  
52- 52.7  
51- 51.7  
50- 50.7  
49- 49.7  
48- 48.7  
47- 47.7  
46- 46.7  
45- 45.7  
44- 44.7  
43- 43.7  
42- 42.7  
41- 41.7  
40- 40.7  
39- 39.7  
38- 38.7  
37- 37.7  
36- 36.7  
35- 35.7  
34- 34.7  
33- 33.7  
32- 32.7  
31- 31.7  
30- 30.7  
29- 29.7  
28- 28.7  
27- 27.7  
26- 26.7  
25- 25.7  
24- 24.7  
23- 23.7  
22- 22.7  
21- 21.7  
20- 20.7  
19- 19.7  
18- 18.7  
17- 17.7  
16- 16.7  
15- 15.7  
14- 14.7  
13- 13.7  
12- 12.7  
11- 11.7  
10- 10.7  
9- 9.7  
8- 8.7  
7- 7.7  
6- 6.7  
5- 5.7  
4- 4.7  
3- 3.7  
2- 2.7  
1- 1.7  
0- 0.7

## Die Helferinnen.

Von Ton Kungrot.

Ununterbrochen bewegte sich die Menge der Autos, Straßenbahnen und Fahrräder an der Straßenecke vorüber, wo eine Gruppe wartender Fußgänger stand, bereit zum Überqueren des Damms, sobald sich die Möglichkeit dazu bot.

Eine alte Frau fügte sich zu ihnen. Ihre etwas sonderbare Kleidung, besonders ein grellfarbiges Umschlagetuch, zog die Aufmerksamkeit auf sich, zumal es an dem Tage sehr warm war. Doch sobald man die Frau näher betrachtete, vergingen Bewunderung und Spott und machten einem Gefühl des Mitleids Platz.

Die Frau schien stark kurzichtig. Sie schaute hilflos in das Gewirr der Fahrzeuge. Schon zweimal war sie, jedesmal mit einem leisen Ausruf der Entschuldigung, mit einem der Wartenden zusammengestoßen. Wie sie jemals die andere Seite der Straße erreichen sollte, war ein Rätsel, doch schien es, als sollte dies von zwei gleichzeitig zu Hilfe eilenden Frauen gelöst werden.

„Kommen Sie nur mit mir, Mutter“, sagte eine der beiden, eine große, kräftige Frau.

Resolut wollte sie die alte Frau unter den Arm nehmen, aber es erfolgte Protest von zwei Seiten. Die Alte zog, nicht weniger resolut, ihren Arm zurück, und die zweite, kleinere Frau, die Hilfe leisten wollte, fand dadurch beinahe Gelegenheit, den andern Arm der Alten zu ergreifen, aber nur beinahe, denn diese schlüpfte gerade noch zwischen ihren beiden Beschützerinnen hindurch.

„Wenn Sie sich nur nicht darum kümmern wollten“, sagte die Kleinere zu der Größeren. „Ich schaffe es allein. Ich werde die alte Frau schon hinüberbringen.“

„Aber . . .“ begann die Alte. Doch alles, was sie sagen wollte, wurde überschrien von der Erwidern ihrer großen, starken Beschützerin.

Es war dieser anzumerken, daß sie nicht daran dachte, ihre Rechte aufzugeben. Sie blühte die Kleinere an, als wollte sie sie vom Erdboden fortfehen. Die Umstehenden sahen interessiert zu und ließen eine Gelegenheit, die Straße zu überschreiten, ungenutzt vorübergehen; denn sie fühlten unwillkürlich, daß sie noch mehr erleben sollten.

Die Große versuchte es erst noch mit vernichtenden Worten.

„Was wollen Sie eigentlich hier? Machen Sie doch, daß Sie weiterkommen. Ich war ja mit der Frau schon beinahe drüben, als Sie erst ankamen. Sagen Sie selbst, Mutter!“

Was diese antwortete, ging wieder in dem Lärm verloren. Sie versuchte vorsichtig sich zu entfernen, in der Richtung der Häuserreihe. Doch die Kleinere fing sie auf.

„Machen Sie sich keine Sorge, Mütterchen“, sagte sie. „Wir beide kommen schon zusammen hinüber. Nur noch ein paar Autos abwarten!“

Die Geduld der Wartenden schien belohnt zu werden. Die beiden Helferinnen standen einander drohend gegenüber. Es war unzweifelhaft, daß beide noch immer fest entschlossen waren, die alte Frau auf die andere Straßenseite zu begleiten.

Das war jetzt möglich, denn der Wagenverkehr hatte sich verlaufen.

Da sagte das alte Mütterchen, nachdem sie ihr buntes Tuch noch fester um sich gezogen hatte: „Ich möchte, daß Sie nun endlich einmal auf mich hören! Ich will ja gar nicht auf die andere Seite! Ich sehe hier vor meinem Hause, um ein wenig Luft zu holen und mir den Verkehr anzusehen. So, und nun gehe ich wieder hinein . . .“

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blocher.)

## Neue Bücher

\* „Das Buch Hans Christoph Kaergel.“ Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Jerkaulen. (Verlag L. Heege, Schweidnitz.) Der Schlesier Hans Christoph Kaergel, der als Romanschriftsteller einen Ruf hat und in den letzten Monaten große, schöne Erfolge als Dramatiker erzielte, tritt hier zum erstenmal mit einem Band Kurzgeschichten an die Öffentlichkeit, die sein Freund Heinrich Jerkaulen auswählte und einleitete. Aus einer wahrhaft empfundenen Volksverbundenheit sind diese Dichtungen entstanden, die Zeugnis ablegen von seinem tiefen, reichen Gemüt und seiner Treue

zur Heimat und seinen Mitmenschen. Handlungsreiche, hochdramatische Erzählungen wechseln mit solchen von beschaulicher Breite.

\* Guy de Pourtales: „Richard Wagner“, Mensch und Meister. Mit 43 Illustrationen. (Verlag Th. Knauer Nachf., Berlin.) Guy de Pourtales, dem Schweizer Zweig der bekannten Familie entstammend, welcher auch der Preussische Gesandte in Paris angehörte, der im Jahre 1861 nach der berühmten „Tannhäuser“-Aufführung in der großen Oper Wagner ein Asyl in seinem Hause bot, ist in weiten Kreisen durch sein großes Werk über Franz Liszt bekannt geworden. Daß die liebevolle Beschäftigung mit Wagners bestem Freunde und späterem Schwiegervater den Verfasser gereizt hat, auch das Leben dieses soviel bedeutenderen Zeitgenossen zu schildern, kann um so weniger Wunder nehmen, als ihm für seine Arbeit neuerdings Quellen erschlossen worden sind, die bisher noch kein Wagner-Biograph zur Verfügung hatte. Pourtales konnte, unabhängig von allen Cliquen und musikalischen Richtungen, vollkommen frei das Leben seines Helben betrachten und schildern. Er brauchte auch dessen Schwächen und Menschlichkeiten nicht zu verschweigen und zu verschleiern, er durfte 50 Jahre nach Wagners Tode auch alle Schatten in dieses hell strahlende Bild setzen. Wie es ihm gelungen ist, die Schwächen des Menschen als die notwendige Ergänzung zu dem Leuchten des Genies, das Menschlich-Allzumenschliche als Widerschein des Künstlerischen aufzuzeigen, das gibt seinem Buch die charakteristische Note.

\* Charlot Mor: „Die siebenfarbige Laterne“. (Verlag „Der Weg“, Wiesbaden.) Der neue Verlag, der ringenden Begabungen des jungen Schrifttums den Weg bereiten will, hat mit seinem ersten Buch einen guten Griff getan. Es ist ein eigenwillig gestaltetes Werk, trotz der äußeren Form kaum als Roman anzusprechen. Die tatsächlichen Geschehnisse der Erzählung sind geringfügig, die Handlung vollzieht sich gewissermaßen zwischen den Zeilen. Dennoch fehlt es bei der starken inneren Belebtheit der Schilderung durchaus nicht an Spannung. Man verspürt ein ungewein subtiles Empfinden für seelische Beziehungen, außerordentlich zwingend ist Atmosphäre und Stimmung getroffen. Im bunten Gewand des Märchens spiegelt, gleichsam mit siebenfarbigem Strahl, Wissen um das ewige Mysterium der Liebe. Tiefsten menschlichen Erkenntnissen gräbt die Dichterin nach, doch nirgends ist Gedankenblässe, immer bleibt blutnahe Ursprünglichkeit, selbst in einer von Duft und Farben blühenden Traumwelt. Stil und schöpferische Eigenheit sind von einer bei einem Erstlingswerk überraschenden Sicherheit und Reife. Ein Buch, das dem Feinhörigen viel zu sagen hat, das man als bedeutende Talentprobe ansprechen muß. Nach dieser wertvollen Gabe wird auf die fernere Entwicklung Charlot Mors unbedingt zu achten sein.

\* H. Sinsheimer: „Sturz in die Liebe“, Roman. (Verlag Paul Zolnay, Wien IV.) Das Leben als Film, der Film als Leben: wie sich die beiden Sphären schneiden, das macht den höchst glücklichen Reiz dieses geschneiderten und gestaltenreichen Buches aus. Es ist der Roman eines Filmstars, der jungen und hübschen Dina Wall. Die seelische Entwicklung Dinas zu verfolgen, gewährt einen künstlerischen und seelischen Genuß besonderer Art. Sie hat die Liebe früher gespielt als erlebt; beruflich erfolgreich und in dem anstrengenden Beruf aufgehend, hat sie am Leben und an der Liebe im Grunde vorbeigelebt. Als sie Jack Rachel kennenlernt, verliebt sie sich in ihn mit einer Vehemenz, die ihr die Antrüglichkeit und den Lebensernst ihres Gefühles bestätigt. Vergeblich sucht sie sich ihn aus dem Kopf zu schlagen, als sie erfährt, daß er verheiratet ist. Die Münchener Bohemewelt, in die sie hineingerät, verfliegt wie ein Spuk, als Jack wieder auftaucht, um sich mit ihr für immer zu vereinen. Dinas seelisches Wachstum ist von einer bezaubernden Instinktsicherheit, einfach und selbstverständlich und darum doppelt liebenswert.

\* „Bridge.“ Einführung für Anfänger und Regeln für ein zweimäsiges Spiel von H. v. Dazur. (Verlag Otto Mater, Ravensburg.) Dies neue Lehrbuch des Bridge zeichnet sich durch knappste Behandlung des Stoffes und Klarheit seiner Sprache aus. Der Bridgepieler lerne getrost die Dazurschen Grundregeln mechanisch auswendig, er wird dann bei ihrer Anwendung bald das notwendige Vertrauen zur eigenen Spielkraft bekommen und damit allein hat er schon seinen Gegnern viele Punkte voraus.